

Der Vorteil des Buches ist: Man findet hier alle Thesen der Luhmann'schen Liebessoziologie versammelt zwischen zwei Buchdeckeln. Der Nachteil ist: Es ist zwar Luhmann'sche Liebessoziologie, aber es ist nicht Luhmann. Es liest sich auch keineswegs leichter, es ist keine Popularisierung oder Zugänglichmachung für Leser, denen Luhmann zu kompliziert ist. (Der Popularisierung und Erklärung dienen eher die Schriften Hartmann Tyrells²) Thiedeke schreibt einen durchaus eigenwilligen Stil mit literarischem Anspruch. Wenn es gut geht, führt das zu Sätzen wie: „Der Vorteil [der Sexualität] liegt darin, das Diffuse kommunikel und die Kommunikation diffus, nämlich vom Spüren und Fühlen abhängig zu machen.“ Oder: „Die Werbung hilft dann dabei, nicht mehr nur die, die keinen Geschmack haben, mit Geschmack, sondern auch die, die ihre Gefühle noch nicht auszudrücken wissen, mit Romantik zu versorgen.“ Wenn es schlecht geht, führt es zu einem angestregten Manierismus mit erschwelter Lesbarkeit und ohne inhaltlichen Mehrwert. Der Grundsatz der Formulierungsökonomie – die einfachste mögliche Formulierung für das zu Sagende zu wählen – scheint jedenfalls keine Devise des Autors zu sein.

Den größten Neuigkeitswert hat das Kapitel über Online-Kommunikation und Online-Identitäten, für das es bei Luhmann keine Vorlage gibt. Man findet es unter dem nicht ganz selbsterklärenden Titel „Die Zukunft lieben“, was daran liegt, dass die Kapiteltitle einem hübsch konstruierten, aber inhaltlich manchmal holprigen Schema folgen: „Die Gesellschaft lieben“, „Das Medium lieben“, „Das Kapital lieben“ und so weiter. Da Thiedeke auch die banale Technik verschmäht, dem Leser am Anfang des Kapitels mitzuteilen, worum es geht und was das Argument ist, ist es manchmal gar nicht so leicht herauszufinden, wovon ein Abschnitt genau handelt.

Hat man sich dann aber durch den etwas umständlichen Auftakt hindurchgearbeitet, stößt man auf folgendes Problem: Online-Welten mit ihren vielfältigen Möglichkeiten der Selbstfindung und -erfindung, sowie der *Like*- und *Dislike*-Vernetzung mit anderen, stellen ein Medium für die Ausübung und Bestätigung von Individualität dar. Da die Funktion der Liebe ebenfalls in der Bestätigung von Individualität liegt, kann es dann sein, dass Online-Welten ein Ersatz für die Liebe sind oder werden könnten? Diese Möglichkeit wird eher angedeutet als wirklich thesenhaft behauptet, und es wäre denn auch eine steile These: Ist es wirklich plausibel, dass die Verlinkungs- und Verlikungsfunktionen der sozialen Medien einem Menschen dasselbe bieten wie eine realweltliche Liebesbeziehung? Technisch gesehen ist die Frage, anhand welcher Funktionsbestimmung man die funktionale Äquivalenz konstruiert. Formuliert man die Funktion als „Bestätigung von Individualität“, so ist die funktionale Äquivalenz von Intimbeziehungen und sozialen Medien gegeben; formuliert man

sie etwas spezifischer als soziale Nahraumfunktion – also als Bereitstellung eines Nahraums von persönlicher Bekanntheit und Vertrautheit, im Ausgleich zur sonst oft gegebenen Anonymität und Kälte der Großgesellschaft³ –, so schwächt sich die funktionale Äquivalenz ab und ist bestenfalls noch teilweise gegeben.

So kann das Buch für Leser mit Luhmann-Interessen und als Gegenthese zu den verbreiteten Ökonomisierungsannahmen nützlich sein. Literaturfreaks können sich dabei an den jedem Kapitel vorangestellten Liebesgedichten und -sprüchen erfreuen. Einem kann man sich nach vollbrachter Buchlektüre nur anschließen: „Ich beiße dich zum Abschied ganz zart.“

Barbara Kuchler (Bielefeld)

Erstveröffentlichung: <https://www.sozio.polis.de/liebe-jenseits-des-marktes.html>



Schockenhoff, Eberhard, *Die Kunst zu lieben. Unterwegs zu einer neuen Sexualethik*, Herder Verlag, Freiburg/Br. 2021, 484 S., geb., 48 €

Das letzte Werk des 2020 verstorbenen wirkmächtigen Moraltheologen Eberhard Schockenhoff stellt den Versuch dar, sowohl an die Anstrengungen der 1920er und frühen 1930er Jahre anzuknüpfen als auch der katholischen Welt im 21. Jh. einen Handweiser für eine christliche Sexualität zu geben. Im Unterschied zu früheren Werken christlicher Denker bedient sich Schockenhoff keines chronologisch-thematischen Aufbaus und beginnt daher nicht mit dem Apostel Paulus und dem Kirchenlehrer Thomas v. Aquin, sondern führt den Leser direkt an die sexualpädagogischen und sexualsoziologischen Konzepte des 20. Jh. heran (13–72),

² Etwa mit: Tyrell, H., 1972. Familie und gesellschaftliche Differenzierung. In: Pross, H. (Hg.). *Familie – wohin?* Rowohlt, Reinbek, 13–78; Tyrell, H., 1987. Romantische Liebe. In: Baecker D., Markowitz, J., Stichweh, R. (Hg.). *Theorie als Passion*, Suhrkamp, Frankfurt/M., 570–599.

³ Zur Nahraumfunktion vgl. Luhmann, N., 1982. *Liebe als Passion*, Frankfurt/M., 13ff.

um anschließend die Entwicklung christlicher Vorstellungen seit der Antike zu reflektieren (73–158). Dieser Aufbau soll wohl vermeiden, dass die avisierte Leserschaft das Werk so gleich wieder zur Seite legt, denn seit dem II. Vatikanischen Konzil ist die Rezeption christlicher Gelehrter aus der Zeit vor dem 19. Jh. erheblich außer Kurs geraten.

Nach dem Rücksturz ins Mittelalter folgt der „lange Weg zur Erneuerung“ (159–240), der die Bemühungen von Vatikan, Moraltheologie und deutschen Bischöfen aufzeigt, wie mit der modernen Welt und den Wandlungen in den Sexualbeziehungen im 19./20. Jh. umzugehen sei. Erst jetzt folgt das, was in den Jahrzehnten vor 1970 die zentralen Teile moraltheologischer Erwägungen gewesen waren: die Schilderung der Aspekte menschlicher Sexualität (241–313) unter Berücksichtigung biblischer Vorgaben (314–347).

Schließlich führt Schockenhoff alle Variationen menschlichen Sexuallebens und christlicher Interpretationen in einem Schlusskapitel zur Sexualmoral zusammen, worin er erklärt, warum die katholische Kirche sich wie zu Sexualität im 21. Jh. positioniert (348–465).

In einem Anhang sollten offenbar „konkrete Problemfelder“ geschildert werden, doch wurde vor dem Tod des Autors nur der Artikel über voreheliche Lebensgemeinschaften (466–474) vollendet – und keiner der Mitarbeiter wagte es, das Werk weiter zu interpretieren. Unfreiwillig markiert dies das Hauptproblem der katholischen Kirche: die Unfähigkeit zur Hinterfragung einmal eingenommener Standpunkte. Auch Schockenhoff hat noch nicht die Tatsache akzeptiert, dass die Bibel keineswegs von einem höheren Wesen den Propheten ins Pergament diktiert wurde, sondern ein höchst irdisches Versatzstück aus vorderasiatischen Quellen darstellt. So weit waren die Protestanten schon im Jahre 1903.¹

Um nicht die Hauptproblemfelder vergangener Tage benennen zu müssen, umgeht der Autor im ersten Teil des Buches einfach deren Vertreter. Der Titel „Liebe und Sexualität in der Moderne“ beginnt mitnichten mit dem Anbruch der Moderne im 19. Jh., sondern setzt schlagartig in der Mitte des 20. Jh. ein (22). Schon sind die Abtreibungsdebatten der 1920er Jahre, die Diskussionen um die Entkriminalisierung der Homosexualität und die verbissen geführten Kreuzzüge gegen „Schmutz und Schund“ aus der Geschichte entfallen und somit auch diejenigen Kampfplätze, auf denen Moraltheologen, Politiker des Zentrums und völkische Politiker eng zusammenwirkten. Dies hat den unschätzbaren Vorteil, dass auch die Diskussionen um den „pädagogischen Eros“ entfallen, der von der katholischen Kirche zwar massiv bekämpft wurde, aber in den hauseigenen Schulen nicht weniger intensiv gepflegt wurde als beispielsweise in der Odenwaldschule. Diese die katholische Welt der Gegenwart erschütternden Vorgänge sind dem Autor einen Halbsatz wert (415). Der Volkswartbund kommt im ganzen Buch nicht vor und die mit ihm verbündete rheinische Moraltheologie, die

gegen sündige Großstädte und „Verjudung“ agitierte, ist auch gleich aus der peinlichen eigenen Geschichte getilgt.

Stattdessen werden Alfred C. Kinsey, Margaret Mead, Alex Comfort und Herrad Schenk abgehandelt und schließlich die Sexualforschung Volkmar Siguschs und seiner Schule breit gewürdigt (47ff). Aufbauend auf ihren Arbeiten gelangt Schockenhoff zu der Erkenntnis, was den gegenwärtigen „Strukturwandel der Sexualität“ ausmache: die „gestärkte Rolle der Frauen“ (53) – als ob die weibliche Emanzipation erst 1968 eingesetzt hätte – sowie die Gefahren des Internets, das die „emotionale Unreife“ von Kindern und Jugendlichen bedrohe (67). Diese vor allem Unbill zu bewahren war und ist ein zentrales Anliegen der Kirche.

Deren Grundfesten werden nun als Konsequenz aus den göttlichen Verlautbarungen („Schöpfungserzählung“) des Alten Testaments abgeleitet (75), worauf zwanglos die Einschätzungen des Apostels Paulus folgen. Sexualität wird als Teil eines selbstbestimmten, jedoch göttlich gewollten ethischen Lebens geschildert, das nur zwei Extreme kennt: Sex in der Ehe zum Zwecke der Zeugung von Nachwuchs oder Enthaltbarkeit (85). Der Einfluss der Stoiker wird am Beispiel von Clemens von Alexandria dargelegt, ohne dass der Autor es an irgendeiner Stelle für nötig befunden hätte, den Lesern zu erklären, warum der alttestamentarische Gott der Juden und sein für die christliche Lehre bestimmender Sohn Einflüsse einer heidnischen Philosophenschule bedurft hätten. Immerhin lässt sich so der sexualfeindliche Aspekt des Christentums von den Aposteln abwälzen: ein „Regime der Mäßigung“ ohne obszöne Äußerungen, Prostitution, sexuelle Fantasien oder Sex in der Schwangerschaft habe Clemens dem Frühchristentum mitgegeben (96). Es folgt die Beschreibung der Furcht vor jedem Laster durch Augustinus (104–126), worauf der Autor einen Sprung von 600 Jahren direkt ins Hochmittelalter vollführt und Thomas von Aquin als Mäßiger in der Unterdrückung des Eros abfeiert (128ff). Ähnlich kursorisch geht es weiter bis zu dem Kirchenlehrer Alfons von Liguori und den Sexualpessimisten der Frühen Neuzeit, deren nachhaltiger Beitrag zur Festigung der Kontrolle katholischer Sexualitäten, die inquisitorische Ohrenbeichte, diskret außen vor gelassen wird – schließlich war sie ein schwerwiegender Streitpunkt in den Debatten des frühen 20. Jh., die Schockenhoff 100 Seiten zuvor komplett aus der Geschichte getilgt hatte. Das wenig vorbildhafte Sexualleben der Päpste wird im gesamten Buch nicht an einer einzigen Stelle erwähnt.

Viel mehr vertieft sich der Autor in die Schilderung der kirchlichen Erneuerung im 20. Jh. und nennt die seiner Ansicht nach wegweisenden Autoren: Dietrich von Hildebrand, Albert Mitterer, Ernst Michel und Herbert Doms (163f) – den erheblich bedeutsameren Friedrich W. Foerster hingegen erwähnt er nicht, weil es offenbar auch in der Zeit der Ökumene für manche katholischen Denker zu schwierig ist, sich daran zu erinnern, dass ein Protestant der Heiligen römischen katholischen Kirche den Weg wies. Dass der Vatikan die Bücher Ernst Michels auf den Index setzen ließ, wird ebenfalls nicht erwähnt.

¹ Delitzsch, F., 1903. *Babel und Bibel*. Ein Vortrag, Leipzig, 23, 47.

Die zeitgenössisch wirkmächtige Pastoralmedizin wurde gleich komplett aus der Geschichte getilgt.

Die Begeisterung der katholischen Kirche für die Eugenik und das Schweigen des Episkopats zu den Verbrechen im Nationalsozialismus – begangen u.a. in Form von Abtreibungen und Sterilisationsoperationen in katholischen Krankenhäusern – scheinen laut Schockenhoff nie stattgefunden zu haben. Stattdessen gelingt ihm das seltene Kunststück, die Diskussionen der späten 1920er und frühen 1930er Jahre allein aus katholischer Sicht (ohne die eigenen Eugeniker) zu schildern, so dass die Enzyklika „Casti Connubii“ wie ein Meteor auf den Leser niedersaust (178), ohne dass erklärt wird, warum sie erlassen wurde. Dem kurzen Abriss über das Hin- und Her bis zum II. Vatikanischen Konzil (unter Auslassung von marginalen Erscheinungen wie des italienischen Faschismus und des deutschen Nationalsozialismus) folgt eine Huldigung an die Humanwissenschaften, da diese die „Bedeutungsdimensionen der menschlichen Sexualität“ seit der Renaissance so aufschlüsselten, dass die kirchliche Lehre immer genug Platz für sich und ihre Vorgaben gefunden habe. Die moderne Biologie wird gewürdigt (247ff) ohne dass Darwin erwähnt wurde und schon landet der geneigte Leser bei Sigmund Freud, der den positiven Blick auf die Sexualität eröffnet habe (272).

Dass katholische Zeitgenossen das völlig anders sahen, gerät da ein wenig in den Hintergrund. Sexualität wird als „Ressource“ für ein glückliches Leben gesehen, katholische Ehemoral und Erkenntnisse der Sexualforschung fließen zu einer idealen Synthese zusammen (284f). Oder anders formuliert: „Moralische Überlegungen greifen vielmehr die der menschlichen Sexualität innewohnenden Sinndimensionen auf, die bei der verantwortlichen Gestaltung des sexuellen Lebens zu berücksichtigen sind.“ (311). Dass die katholische Kirche sich bis 1917 noch nicht einmal sicher war, wann menschliches Leben beginnt und somit die Strafbarkeit der Abtreibung disputabel war, gerät so leicht aus dem Fokus. Und dass die „Sinndeutungen“ durch immer neue Enzykliken konkretisiert werden mussten, was wiederum dem aktuellen Papst die Renovierung des moraltheologischen Wirkungsgefüges erschwert, wird nicht beschrieben.

Wie sehr Schockenhoff bemüht ist, in der Vergangenheit zu eindeutige und heute wie Bremsklötze wirkende Festlegungen von Vatikan und Moraltheologie aus der Geschichte zu tilgen, kann man u.a. daran erkennen, dass der Gynäkologe Hermann Knaus und die nach ihm benannte Verhütungsmethode im gesamten Buch nur an einer einzigen Stelle beiläufig erwähnt wird (166). Warum Schockenhoff die im zweiten Teil bereits in epischer Breite geschilderten Bibelzitate in einem weiteren Kapitel (314–347) erneut ausrollt, lässt sich nicht nachvollziehen. Schließlich gelangt er immerhin zu der Erkenntnis, dass „das sexuelle Begehren, wenn es von der Liebe geführt wird“ an sich einen Wert darstelle (357).

Die Ehe wird als die „verbindliche Lebensform der Liebe“ (365) hervorgehoben, wobei zwar die Unauflöslichkeit betont wird, der alte Kampfplatz der Mischehen aber gar nicht mehr

erwähnt wird. Es scheint, als ob die katholische Moraltheologie mittlerweile erkannt hat, dass alle Protestanten zwangsläufig von katholischen Vorfahren abstammen. Das Unterkapitel „Das kirchliche Leitbild der Ehe in einem veränderten gesellschaftlichen Umfeld“ (367–375) wäre besser „Das kirchliche Leitbild wie wir es schon immer predigten“ genannt worden.

Auch die folgenden 50 Seiten bieten nichts als das, was nicht schon der Moraltheologe Bernhard Häring (1912–1998) in den 1960er Jahren geschrieben hatte. Ganz am Ende räumt der Autor unfreiwillig ein, dass die katholische Moral stets nur für die materiell Minderbemittelten galt. Denn angesichts der „vorehelichen Lebensgemeinschaften“ erinnert Schockenhoff an Thomas von Aquin und Alfons von Liguori, die schon gewusst hätten, dass vermögende Männer und Frauen auch ohne Trauschein für ihre Kinder sorgen konnten (470). Dass beide Kirchenlehrer diese Personengruppe auch weiterhin zu allen Sakramenten zuließen und ebenso ihren Nachwuchs, war dem Autor dann aber doch keine Erwähnung mehr wert.

Der Leser bedankt sich nach 474 Seiten reinem Text, der nichts, aber auch wirklich gar nichts enthält, was man als „neu“ oder wenigstens „aktuell“ bezeichnen könnte. Die erbärmlichen Versuche, die Beteiligung katholischer Denker an der Vorbereitung rassistischer und sexistischer Ausrottungsstrategien aus der hauseigenen Geschichte zu tilgen, machen deutlich, dass die katholische Moraltheologie nicht nur unfähig, sondern auch unwillig ist, sich der eigenen Verantwortung zu stellen.

Florian G. Mildnerberger (Berlin)



Siemoneit, Julia Kerstin Maria, *Schule und Sexualität. Pädagogische Beziehung, Schulalltag und sexualerzieherische Potenziale*, transcript, Bielefeld 2021, 336 S., kt., 45 €

Julia Siemoneit, Pädagogin und approbierte Kinder- und Jugend-